



Andre L.  
Selic erzählt

ngiyaw eBooks

**Andro L.**  
**Lelio erzählt**  
Novelle

---

Aus: Moderne Welt, Illustrierte Halbmonatsschrift,  
Geleitet von Ludwig Hirschfeld, Herausgeber Arnold  
Bachwitz, V. Jahrgang, Heft 24, 1924, Verlag  
Moderne Welt, Wien

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*

---

Illustration: Henri de Toulouse-Lautrec,  
Mademoiselle Marcelle Lender

## **Lelio erzählt.**

Man hatte von sonderbaren Liebesabenteuern gesprochen, nur Lelio schwieg. Endlich drängte ihn die Gesellschaft, doch auch etwas zu erzählen. Er besann sich einen Augenblick und begann:

Das seltsamste Abenteuer meines Lebens fiel in mein zwanzigstes Jahr. Als einem leidlich wohlgestalteten, von meinen Eltern mit einem reichlichen Taschengeld ausgestatteten Jungen bot mir das Dasein eine Reihe freundlicher Möglichkeiten, die indessen vor dem sonderbaren und zauberhaften Erlebnis, von dem ich erzählen will, völlig verblaßten.

Jener Novembertag, von dessen vorangegangenen Stunden ich nichts mehr weiß, führte mich um etwa vier Uhr über den belebten Korso des Grabens. Ein später Sonnenstrahl durchbrach mit einemmal das graue Gewölk und legte sich blaß und lockend auf etwas Schimmerndes, Gold- und Honigfarbenes vor mir. Es war das Haar einer Frau, das zwischen ihrem großen dunklen Samthut und einem Pelzmantel hervorleuchtete. Ich sah die hohe, biegsame Gestalt,

den graziösen Gang, die erlesene und ruhige Eleganz ihrer Kleidung, und ein leidenschaftlicher Wunsch überkam mich, auch ihr Gesicht zu sehen.

Allein sie schritt rasch und zielbewußt durch den Menschenstrom, der mich immer wieder aufhielt, bog um die Ecke, und schon fürchtete ich, sie verloren zu haben, als ich aufatmend sah, wie sie in eine große Konditorei auf dem Kohlmarkt eintrat. Natürlich folgte ich ihr, bis sie nach einigem Suchen rückwärts in einem weniger besuchten Raum Platz nahm. Ich setzte mich beglückt an das Nebentischchen und konnte nun endlich das Gesicht sehen, auf das ich gehofft hatte. Es war schöner, als ich geträumt, in seiner gesunden, perlenhaften Blässe, von der sich ein herrlich voll und fest gezeichneter Mund im zartesten Rosa abhob. Das schönste aber waren die Augen, große, braune sanfte Augen, oben und unten lang bewimpert und mit Brauen, die über der zarten Nase leicht zusammenstießen. Wo hatte ich so ähnliche Augen nur schon gesehen? Endlich fiel es mir ein: Fräulein Emilie, unsere bucklige Hausschneiderin, hatte solche, die einzige Schönheit des ärmlichen, alternden häßlichen Mädchens, das ich im übrigen nie beachtet hatte. Ich fand es geradezu töricht, daß mir der Gedanke an ein so minderwertiges Wesen in diesem Augenblick kam,

und zugleich zerbrach ich mir den Kopf, wie ich es anfangen könnte, mich der Wunderschönen zu nähern, deren Anblick mein junges Blut zum Sieden brachte. Eben kam ihr Tee und sie zog ihre schwedischen Handschuhe von den langen, zarten, ringgeschmückten Händen, als ihr ein kleines Unglück geschah: sie stieß ihr Täschchen zu Boden, dessen Inhalt im Zimmer umherrollte. Im Nu war ich dabei, alle die feinen und duftenden Dinge aus Batist, Silber, Kristall und Lack zu sammeln, von denen immer noch eines fehlte, und so kam aus ihrem freundlichen Dank ein kleines Gespräch zustande, das schließlich an ihrem Tische fortgesetzt wurde. Wenn ich sage Gespräch, so muß ich gestehen, daß es eigentlich mehr von mir allein geführt wurde: denn meine Schöne sprach nicht viel, aber das wenige so völlig im Tonfall und der Haltung einer ganz großen Dame, daß ich mir immer aufs neue einen Ruck geben mußte, um meiner jugendlichen Verlegenheit Herr zu werden. Nach ein paar Minuten hatte sie ihren Tee getrunken, bezahlte und ging. Ich stand gleichfalls auf, denn es erschien mir unmöglich, mich von ihr zu trennen. Sie richtete einen ernsten und, wie es mir schien, verweisenden Blick ihrer großen sanften Augen auf mich. Ich stammelte etwas

Verworrenes, ob ich sie nicht noch ein Stück begleiten dürfte?

Sie sah mich wieder lange, prüfend und ernsthaft an. Kommen Sie! sagte sie. Vor dem Laden wartete ein elegantes kleines Privatelektromobil, offenbar das ihre. Sie winkte mir einzusteigen, ich tat es, noch ganz fassungslos vor Glück. Da geschah etwas noch Befremdlicheres: sie ließ die gelbseidenen Vorhänge vor den Scheiben herab. Durfte ich das richtig deuten? Ich faßte stürmisch nach ihrer Hand. Sie entzog sie mir, legte den Finger an die Lippen und zog sich schweigend in eine Ecke zurück.

So fuhr ich verblüfft, entzückt und befremdet mit ihr in einer veilchenduftenden, regungslosen und schweigenden Zweisamkeit. Wohin? Ich wußte es nicht. Ich versuchte die Fahrtrichtung zu verfolgen, merkte aber bald, daß dies vergebenes Bemühen war. Der Chauffeur schien sich absichtlich in sonderbaren Kurven und Zickzackwegen zu gefallen. Endlich belehrte mich ein hallendes Geräusch, daß wir in den Torgang eines Hauses eingefahren sein mußten. Sie stieg aus, machte dem Chauffeur ein Zeichen und winkte mir, ihr zu folgen.

Es mußte der Anlage nach ein kleines Privatpalais sein. Die breite, teppichbelegte Treppe und die Vorräume waren nur ganz schwach und schattenhaft

beleuchtet. Oben drehte sie das Licht an und ich sah, daß ich mich in einem Salon befand, der mit alten Stücken auf das reichste und geschmackvollste möbliert war. Durch die offene Tür konnte ich in einem ganz blassen Schein ein nicht minder edel und kostbar eingerichtetes Schlafgemach gewahren.

Sie hatte Mantel und Hut abgenommen und stand nun in einem dunklen, pelzverbrämten Tuchkleide vor mir, schöner als ich sagen kann. Ich faßte nach ihrer Hand und diesmal entzog sie mir sie nicht. Ich begehrte ihre Lippen und sie ließ sie mir.

Über den Traum und Rausch der Stunden, die folgten, vermag ich nicht zu sprechen. Ich habe nie früher und nie später eine begehrenswertere und leidenschaftlichere Geliebte gekannt. In diesen Stunden lag das Sehnen meines ganzen Lebens beschlossen. Ich hatte vergessen, unter welch sonderbaren Umständen ich hergekommen war, vergessen, daß noch eine Welt draußen lag. Ich wurde erst aus meinen Träumen gerissen, als sie, die Glühende, Schweigende, sich sanft aus meinen Armen löste und mir bedeutete, daß es Zeit für mich sei, zu gehen.

Nun erst kam mir zum Bewußtsein, daß ich ja nicht einmal wußte, wer sie war. Wiedersehen mußte ich sie und dazu mußte ich wissen, wie ich sie zu

rufen, wo ich sie zu finden hätte. Ich beschwor sie um ihren Namen, um irgendein Zeichen, aber sie schwieg. Vor dem Spiegel band sie ihr langes blondes Haar auf, warf einen Mantel über ihr durchsichtiges Spitzengewand und winkte mir, ihr zu folgen.

Meine Bitten waren vergebens. Ihre feine, kühle Hand hielt mich mit festem Griff und zog mich über die kaum beleuchtete Treppe hinab. Im Torgang wartete der Wagen; der Lenker schlief. Sie weckte ihn, hieß mich einsteigen, ich spürte noch ein letztes Mal ihren zarten Veilchenduft um mich, dann war sie plötzlich verschwunden und der Wagen ratterte aus dem Tor.

So verwirrt und benommen war ich, daß ich gänzlich vergaß, die noch immer herabgelassenen Vorhänge aufzuziehen und mich dessen erst entsann, als das Haus schon hinter mir lag; wie sollte ich es wiederfinden? Wenigstens die Straßen wollte ich mir merken, aber sie waren schwarz und finster, ohne charakteristische Anhaltspunkte, es war mir, als lägen sie gar nicht in unserer Stadt. Wie bei der Herfahrt schien es sich der Chauffeur übrigens zur Aufgabe gemacht zu haben, mich zu desorientieren, indem er scheinbar planlos hin und her fuhr, bald nach rechts und bald nach links einbog, so daß ich keine Richtung herausfinden konnte. Endlich erkannte ich



die Ringstraße. Der Wagen bog in die Stadt ein und auf dem Graben, genau an der Stelle, an der ich die Schöne am Nachmittag zum erstenmal gesehen hatte, blieb er stehen. Schon dämmerte ein später Herbstmorgen fahl herauf. Der Chauffeur riß den Schlag auf; sein Gesicht war völlig von einer Kapuze verhüllt. Ich drückte ihm eine Banknote in die Hand und wollte fragen, wollte erforschen. Aber er ließ das Geld vor meine Füße niederfallen und war im Nu samt seinem Wagen verschwunden.

Zerschlagen, bedrückt und doch völlig berauscht blieb ich stehen. Der Tag begann wieder, Menschen huschten über die Straße, nur ich konnte mich in den Alltag nicht finden. Wer war sie gewesen, die sich wundervoll zu mir geneigt hatte? Eine Kokotte, eine Abenteurerin, eine große Dame, von der Sehnsucht nach einem Erlebnis getrieben? Am meisten war ich geneigt, an das letzte zu glauben. Warum aber hatte sie gerade mich erwählt, mich Glückselig-Unglücklichen, dem sie nicht einmal ihren Namen preisgab? Wie nun sie wieder finden?

Dieses Problem war es, daß mich in den nächsten Wochen ausschließlich beschäftigte. Mein erster Weg war in die Konditorei, aber dort entsann man sich ihrer nicht und kannte sie nicht; sie gehörte offenbar nicht zu den Stammkunden. Den ganzen Tag

patrouillierte ich in den Straßen der Stadt, lief hinaus in die Vorstädte, wo sich kleine Palais oder Villen befanden, wie es ihr Haus sein mußte. Mich quälte der Gedanke, daß ich vielleicht ahnungslos daran vorbeiging, denn ich kannte es ja nicht. Ich fand es auch niemals.

Alles verschwand für mich in dieser Zeit; ich fühlte dunkel, daß ich Verstellung vor meinen Eltern üben mußte, bei denen ich lebte, daß es Studien gab, denen ich hätte obliegen, Freunde, die ich hätte begrüßen sollen. Doch wie gleichgültig war das alles! Ich entlieh mir Geld, um allabendlich in Theater, Vergnügungslokale, Restaurants gehen zu können, nur von dem einzigen Gedanken eines Wiederfindens besessen, doch niemals konnte ich eines Wesens gewahr werden, das ihr im entferntesten glich.

Nur ein einziges Mal, einen oder zwei Tage nach meinem Abenteuer, hatte ich einen Eindruck, der mich frappierte: vor unserem Wohnhaus sah ich plötzlich den Blick eines Augenpaares auf mich gerichtet, vor dem es mich durchschauerte, so sehr glich es dem ihrigen. Aber sofort mußte ich feststellen, daß diese schönen Augen leider aus einer ganz anderen Umgebung hervorleuchteten, einer sehr mesquinen und häßlichen: es war unsere bucklige Hausschneiderin, Fräulein Emilie, die da stand, und

plötzlich fiel mir ein, daß ich ihr um dieser Ähnlichkeit willen im entscheidendsten Augenblick meines Lebens einen Gedanken gewidmet hatte. Nur deswegen hätte ich gern ein Wort mit ihr gesprochen, aber da war sie schon davongehuscht.

»Ist Fräulein Emilie bei uns gewesen?« fragte ich oben meine Mutter. Sie sah mich etwas erstaunt an ob des ungewohnten Interesses an einer Person, die ich sonst höflich ignorierte.

»Ja, sie war hier, aber zum letztenmal«, sagte sie.

»Sie ist närrisch, die arme Person, ist in irgendeine mystisch-religiöse Sekte hineingeraten, die ihr ganz den Kopf verdreht hat, und schwatzt einen Unsinn, daß sich einem die Haare sträuben. Ich kann das nicht brauchen, unsere Köchin ist ohnehin schon halb verrückt. In mein Haus kommt mir die Emilie nicht mehr.«

»Ist es nicht eine etwas harte Strafe, ihr dafür ihr Brot zu entziehen?«

»Du kannst dir denken, daß ich das nicht tun werde«, sagte meine Mutter etwas ärgerlich. »Ich gebe ihr Arbeit nach Hause. Aber in meiner Umgebung mag ich keine Narren.«

Ich habe mir dieses belanglose Gespräch erst später wieder rekonstruiert, denn im Augenblick gingen meine Gedanken anderswohin. Auch berührte

es mich gar nicht sehr tief, als meine Mutter ein paar Tage später sagte: »Denk dir, das Fräulein Emilie ist gestern an der Gehirngrippe gestorben. Die Arme! Vielleicht hat sie schon im Fieber geschwätzt, als sie das letztmal bei uns war!«

Ich nickte zerstreut und teilnahmslos. Ich hatte an anderes zu denken, als an bucklige und tote Hausschneiderinnen.

Auch mir saß ein Fieber im Blut, es fraß immer ärger an mir, und ich fühlte, daß es bald meinen ganzen Menschen verschlingen mußte, wenn sich das Rätsel meines Erlebnisses nicht löste.

Mit nicht geringem Erstaunen erhielt ich ein paar Wochen darauf die amtliche Zuschrift eines Notars, der mich ersuchte, ihn in Sachen der Verlassenschaft Emilie Müller zu besuchen. Ich kannte keine Emilie Müller, hatte nicht gewußt, daß eine lebte, was kümmerte mich ihr Tod? Ich richtete eine Frage an meine Mutter. »Das war ja unsere Hausschneiderin!« rief sie erstaunt. »Aber was in aller Welt hast du bei ihrer Verlassenschaft zu suchen?«

Ich begab mich um die angegebene Stunde zum Notar. Es handelte sich in der Tat um jene Schneiderin, die ohne Erben verstorben war. Bei der Sichtung ihres bescheidenen Nachlasses fand sich ein Päckchen, das meinen Namen und den

ausdrücklichen Vermerk trug, daß es mir nach ihrem Tode einzuhändigen sei.

Der Notar ersuchte mich, es in seiner Gegenwart zu öffnen. Ich tat es und fand einen langen Brief darin — eigentlich schon ein Manuskript. Es waren viele dünne Papierblätter, mit einer ungefügen und unorthographischen Hand beschrieben, aber so bildhaft, so prophetisch, ja ich möchte sagen, so biblisch in der Ausdrucksweise, daß ich niemals den Eindruck dieses Schriftstückes wiedergeben kann. Nur ein paar Worte über den Inhalt:

Es begann mit einer Schilderung ihres Lebenslaufes, dem demütigenden, enttäuschungsreichen und harten Dasein eines armen, häßlichen und verwachsenen Mädchens, dem sich jedes Glück der Erde verschließt. Es sprach von einer späten großen Liebe, die in ihr erwacht war, zu dem jungen Sohn einer Kundin, der sie nie beachtet hatte und hier fand ich zu meiner maßlosen Überraschung meinen eigenen Namen genannt. Als ihr Elend und ihr Lebensüberdruß ihren Höhepunkt erreicht hatten, da war ihr auch Rettung gekommen, und zwar durch den Führer einer mystischen Gemeinschaft, der sie sozusagen von der Straße aufgelesen und in seinen Kreis gezogen hatte. Nun folgten viele Seiten, welche sich auf die Übungen bezogen, die man dort trieb und

durch die man der Seele ein selbständiges Leben geben, sie von den Zufälligkeiten des Leibes freimachen konnte. Emilie war, so schien es, die eifrigste und fähigste Schülerin dieses Kreises gewesen; so sehr, daß der Führer sie gewarnt hatte. Denn es gab eine letzte Vollendung, die kein Mensch erreichen durfte und die auch keiner erreichte, wo die Kraft der Konzentration sich so gewaltig steigerte, daß die Seele sich einen Leib nach ihren Wünschen bilden, diesem Leib auch die entsprechende Umgebung verleihen konnte; aber nur auf ein paar Stunden. Denn diese Vermessenheit, die ein Höheres zu irdischem Zweck erniedrigte, habe nicht nur den leiblichen Tod, sondern auch schwere Strafen bei einer Wiedergeburt zur Folge. Emilie aber fühlte sich stark genug, dies alles auf sich zu nehmen; sie wollte erreichen, was kein Mensch vor ihr erreicht hatte. Sie wollte dem Gesetz ungehorsam sein und mit einem gewaltigen Aufschwung ihres Willens ein einziges Mal so werden, wie sie werden mußte — um geliebt zu sein.

Und nun stellen Sie sich meine Verblüffung vor, den schauerlich prickelnden Nervenreiz, als in einem hymnischen wie berauschten Rhythmus die Schilderung des Weibes folgte, das ich noch immer in meinem Blute trug; sie beschrieb mir den Körper, den

ich so wohl kannte, die Kleider, den Schmuck bis in die kleinsten Einzelheiten; nur ihre eigenen Augen, ihre einzige Schönheit, hatte sie behalten wollen. Sie berichtete, von dem Sonnenstrahl angefangen, der mir sie gezeigt, die Begegnung in der Konditorei, die seltsame Fahrt in ihr Haus, die Liebesnacht, den Abschied. Alles bis in die letzten Einzelheiten, wie nur persönliches Erleben es gibt. Mit meiner Rückfahrt und dem Verschwinden des Chauffeurs, der mir das Trinkgeld vor die Füße warf, brach die Erzählung mit einem Schlag ab. Das Blatt war vom Morgen jenes Tages datiert, an dessen Nachmittag sich das Erlebnis, wie sie sagte, zutragen würde und sich auch zugetragen hatte.

Sie mögen es nun nach Ihrer Art deuten: ich kann es nicht. Mein Rätsel war nun gelöst, aber jetzt noch von einem viel tieferen Schatten übersponnen. Nicht aus dieser Welt, aus einer anderen, geheimnisvolleren, unheimlicheren kam dieses Geschehen. Dunkle Kräfte hatten sich die armselige und groteske Gestalt einer verliebten, buckligen alten Jungfer ausgesucht, ihr Spiel mit mir zu treiben. War es ein Spiel? War es nicht vielmehr ein ehrfurchtheischer Ernst, der hier mit feurigen Fingern auf Dinge hinwies, über die wir uns

zeitlebens in sträflichem und verbrecherischem Leichtsinn hinwegsetzen?

Der Erzähler schwieg, und auch die Gesellschaft verharrte ein paar Augenblicke lang in betretenem und nachdenklichem Schweigen. Dann sagte einer der Anwesenden: »Sie werden mir gestatten, mein lieber Lelio, diese ganze Geschichte nicht für wahr zu halten.«

»Darauf mußte ich allerdings gefaßt sein«, sagte Lelio resigniert. »Aber Sie vergessen, daß das Wichtigste daran tatsächlich existiert: der Brief der Emilie Müller. So erschüttert und aufgewühlt ich von ihm war, so habe ich doch der Aufforderung des Notars Gehör geschenkt, ihn amtlich abstempeln zu lassen, und zwar Seite für Seite, so daß keine Unterschiebung oder Verfälschung möglich war. Er liegt daheim in meinem Schreibtisch, und jeder kann ihn einsehen, den nicht eine frivole Neugierde treibt, sondern der Wunsch, letzte Geheimnisse zu erforschen, die freilich im tiefsten unerforschbar bleiben.«

»Sie irren«, sagte der Skeptiker. »Nicht an der Wirklichkeit des Briefes habe ich gezweifelt. Es ist ganz gut möglich, daß ein von allgemeinem Elend, von unglücklicher Liebe und, wie Ihre Frau Mutter richtig bemerkte, vielleicht schon vom Fieber einer



Todeskrankheit umnachtetes Wesen ihn geschrieben hat. Die mystische Gesellschaft mit ihrer geheimnisvollen Seelenathletik hat die Phantasie des armen Wesens zum Äußersten aufgepeitscht, und so mag sich als eine fixe Idee der Wunschtraum in ihr festgesetzt haben, daß sie selbst etwas dazu tun könne, um so schön, elegant und begehrenswert zu sein, wie der von ihr geliebte Mann es ersehnen mußte. Inwiefern bei den Details verschwommene Roman- und Kinoreminiszenzen oder Erinnerungen an Erlebnisse und Milieus eleganter Kundinnen mitgespielt haben mögen, ist belanglos. Wichtig ist, daß dieses arme Geschöpf ein einziges Mal in ihrem Leben zur Dichterin wurde und es vermochte, ihre Wünsche und Träume klar und lückenlos zu Papier zu bringen.«

»Aber das erklärt doch nicht, wieso ich . . .«

»Dazu komme ich eben. Woran ich zweifle, das ist nicht der Brief, das ist die zeitliche Aufeinanderfolge der beiden Ereignisse. Sie haben nicht zuerst erlebt und dann den Brief gelesen, wie Sie sagen, sondern umgekehrt. Vergessen Sie nicht, Sie waren zwanzig Jahre alt. Welcher junge Mensch in diesem Alter wünscht nicht leidenschaftlich, ein Abenteuer zu erleben, wie es in diesem Briefe geschildert ist? Ihr eigener Wunschtraum und der des Mädchens flossen

in eins zusammen. Sie haben zuerst den Brief gelesen und ihn hinterher zu erleben geglaubt. Die außerordentliche Ausführlichkeit der Schilderung, die begreifliche Erschütterung, in die ein fühlender Mensch geraten muß, wenn er den Seelenzustand eines anderen bis in die letzten Fasern bloßgelegt sieht, das alles hat zusammengewirkt: Sie sind einer Suggestion erlegen, Sie haben nachträglich zu erleben gemeint, was ein anderer Mensch Sie erleben lassen wollte, so wie man sich oft bei Kindheitserinnerungen nicht mehr zu entsinnen weiß, ob sie wirklich waren oder nur ein Traum. So hat die bucklige Hausschneiderin letzten Endes doch gesiegt: durch eine Mystik, die nicht minder mystisch ist, als ihre sogenannten Seelenübungen, nämlich durch die Kraft des stärkeren Willens und der stärkeren Phantasie, die das, was sie sich ausgedacht, zu dem Erlebnis eines anderen werden ließ, eines Menschen, welcher Wahrheit und Traum im Laufe der Jahre schließlich nicht mehr auseinanderhielt. So denke ich mir Ihr Erlebnis — und es scheint mir so nicht minder merkwürdig als in Ihrer gewiß poetischeren Fassung.«

»Nehmen Sie uns doch nicht alle Wunder weg!« bat eine schöne Dame. »Ist der Gedanke nicht zauberhaft, sich einmal seinen Leib, sein Leben,

seine Liebe für ein paar Stunden so zu bauen, wie man es ersehnt? Was liegt daran, wenn man es mit Tod und schauerlichen Strafen in einem anderen Dasein bezahlen muß! Ich glaube an solche Dinge, ich will an sie glauben! Lassen Sie sich nicht irremachen, Lelio!«

Aber Lelio hatte das Zimmer schon verlassen.

---